

Kirche und Diakonie im Braunschweiger Land

Vortrag aus Anlass des Empfangs der Evangelischen Stiftung Neuerkerode

am 23. September 2014 im Braunschweiger Dom

Ich danke sehr herzlich für die Einladung zum Stiftungsempfang. Gerne gebe ich als erst wenige Monate im Amt befindlicher Landesbischof aus Anlass dieses Tages ein paar Gedanken weiter, die mich bei der Frage des Verhältnisses von Kirche und Diakonie beschäftigen.

Zur Wirklichkeit des kirchlichen Lebens und insbesondere seiner diakonischen Dimension kann ich nach vierzehn Wochen im Amt aus eigener Anschauung heraus nur erste Eindrücke schildern. Mir geht es wie jemandem, der über eine langsame Internetverbindung ein großes Bild herunterlädt. Zunächst ist nichts zu sehen, dann erscheinen alle paar Sekunden einige unzusammenhängende Teile wie einzelne Puzzlestücke und erst nach einigen Minuten ist das Bild vollständig zu sehen. Ich bin in dem Stadium, in dem ich einzelne Aspekte erkenne, sich auch erste Zusammenhänge abzeichnen, aber weder besitze ich einen Überblick, noch zeigt sich mir ein Gesamtbild. Ich bin einigermaßen über die Geschichte der Braunschweigischen Diakonie in den letzten zehn Jahre informiert und weiß um die Vielfalt diakonischer Strukturen, Träger und Einrichtungen in unserer Region. Ich kenne die aktuellen Probleme. Aber ich bin weit davon entfernt, mir ein Urteil über die Diakonie im Braunschweiger Land und ihr Verhältnis zur verfassten Kirche erlauben zu können.

Eines jedoch kann ich sagen: Von dem, was ich bisher in den vergangenen dreieinhalb Monaten erlebt habe, bin ich schwer beeindruckt. Ich denke dabei an die Arbeit der Domsingschule, an die Akademie und das Atelier Sprache, den Arbeitsbereich Religions- und Medienpädagogik, die Kindertagesstättenfachberatung, die pastoralpsychologischen Dienste, das ELT, die Kirchenmusik in Bad Gandersheim, die Johanniter, die ökumenische Arbeit, das Posaunenwerk, das Engagement der Propstei Vechelde auf dem Tag der Braunschweigischen Landschaft, die Gospelchorarbeit der Propstei Salzgitter-Lebenstedt, an das, was ich bisher von der Arbeit der Stiftung Diakonie im Braunschweiger Land mit der Kreisstellenarbeit erfahren haben und last but not least ein Rundgang über das Gelände in Neuerkerode zusammen mit Herrn Becker. Hinzu kommt das segensreiche Wirken der anderen Stiftungen in unserer Region.

So viele gut aufgestellte Arbeitsbereiche, so viele tolle, engagierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, eine wahre Schatzkiste, auf die ich gestoßen bin. Um es in der Sprache der Betriebswirtschaftslehre

zu sagen: Was hier bei vergleichsweise bescheidenen Ressourcen an Output und Outcome geleistet wird, ist enorm und braucht den bundesweiten Vergleich nicht zu scheuen. Und ich weiß wovon ich rede, denn ich habe über meine Arbeit bei der Arbeitsstelle für Reformumsetzung der NEK sieben Jahre lang einen guten Einblick in die Arbeitsfelder einer Landeskirche bekommen. Und ich bin deshalb stolz, Landesbischof dieser Landeskirche sein zu dürfen.

Ich höre schon die Stimmen die sagen, Herr Landesbischof, jetzt tragen Sie aber dick auf. So gut sind wir nun auch wieder nicht und dann kommt zur Begründung eine lange Liste von Defiziten, ungelösten Problemen, schwierigen Herausforderungen, Versäumnissen usw. Ja, das ist schon richtig, der Himmel auf Erden ist auch hier nicht ausgebrochen, auch wenn man bei dem Lokalpatriotismus der Braunschweiger manchmal den Eindruck hat, irgendwo zwischen Harz und Heide muss der Nabel der Welt liegen. Natürlich ist nicht alles großartig, das habe ich auch schon mitbekommen: Auch hier gibt es schwierige Mitarbeiter, festgefahrene Konflikte, Einrichtungen mit Strukturproblemen bis hin zu halbwegs chaotischen Zuständen. Die Atommüllendlagerproblematik, die strukturschwachen Gebiete im Landkreis Helmstedt und dem Harz, der Streit um Fragen der Regionalentwicklung, die kirchliche Situation in den östlichen Gebieten, die zu erwartende demographische Entwicklung, die sinkenden Pfarrstellen, die Vakanzen, die Strukturprobleme der Diakonie in unserer Region.

Aber trotzdem, und das ist die zweite Beobachtung, die ich heute hier mitteilen will, und von der ich noch nicht so genau weiß, wie ich sie einordnen soll: Es gibt eine eigenartige Diskrepanz zwischen der Qualität der kirchlichen und diakonischen Arbeit und dem, was sich mir als Selbstwertgefühl vermittelt. Ich erlebe schon seit den ersten Gesprächen im letzten Sommer eine Tendenz dazu, sich selbst konstant abzuwerten, Probleme und Defizite großzureden und eigenen Erfolge, Qualitäten, Möglichkeiten und Ressourcen kleinzumachen. [Geschichte von dem Bewohner einer Irrenanstalt, der immer wieder seinen Kopf gegen die Wand haut. Als der Arzt ihn fragt, warum er das tut, sagt er: Es ist so schön, wenn der Schmerz wieder aufhört.]

Hallo, muss das so sein? Hat das irgend einen tieferen Sinn? Ich weiß ja, dass sich Mentalitäten langsam ändern. Aber ist das die Zonenranddepression? Muss ich als Neuling die Braunschweiger daran erinnern, dass die Mauer seit 25 Jahren auf ist und das Braunschweiger Land wieder seine alte Brückenfunktion zwischen Nord- und Mitteldeutschland wahrnehmen kann? Oder hat das mit der Zerrissenheit des Territoriums zu tun? Aber sie sind doch seit 1946 Teil von Niedersachsen. Oder mit dem Ende der Monarchie 1918? Das ist aber auch schon bald 100 Jahre her. Oder ist das noch immer die Trauer darüber, dass Heinrich der Löwe mit seinen Plänen gescheitert ist? Der ist aber auch schon über 800 Jahre tot.

Hier könnten die Braunschweiger von den Nordfriesen lernen. In Westerhever kann man Plakat lesen, auf dem steht: „Gott schuf das Meer, der Frieze die Küste.“ Nun gut, das ist vielleicht etwas zu viel des Guten. Da müssen Pfarrer die Leute immer mal wieder daran erinnern, dass der liebe Gott auch die Friesen geschaffen hat, damit sie nicht völlig abheben. Aber wer nach dem Motto lebt „deichen oder weichen“, also frei übersetzt „entweder du bringst dich voll ein und gehst die Herausforderungen mutig an oder du hast hier keinen Platz“, der hat eben auch wenig Verständnis für selbstabwertende, depressive Haltungen, sondern spuckt in die Hände und packt die Probleme an. Und wenn der Deich das erste mal bricht, dann bau ich ihn eben wieder auf und lerne aus meinen Fehlern. Und wenn er das zweite Mal bricht, dann fange ich eben von vorne an. Und wenn ich nicht weiter weiß, dann hole ich mir eben Hilfe von außen und lerne von den Wasserbauern aus Holland. Und wenn ich das vielleicht nicht schaffe, dann schaffen es meine Kinder und Enkel.

Keine Ahnung, ob ich da wirklich richtig liege mit meiner Einschätzung und wenn ja, ob sich darin etwas ändern ließe. Für mich ist das hier etwas, was die gemeinsame geistliche Qualität des kirchlichen und diakonischen Lebens ausmacht: in klarer Wahrnehmung der Situation mit gelassenem Engagement und ruhigem Selbstbewusstsein die Dinge eins nach dem anderen abarbeiten. Und wenn ich mir etwas wünschen würde für Kirche und Diakonie im Braunschweiger Land und selbst dazu beitragen könnte, dann wäre es eine gute Verwurzelung in der Gegenwart Gottes, denn von dort aus wächst Vertrauen und Zuversicht.

Einen zweiten Punkt will ich ansprechen, der mir wichtig ist. Ich teile nicht die Auffassung, dass die Kirchengemeinden die Basis der evangelischen Kirche darstellen. Das mag zwar eine mehrheitsfähige Meinung sein, greift aber auf fatale Weise zu kurz, weil es eine bestimmte, geschichtlich gewachsene Struktur verabsolutiert. Die Basis der evangelischen Kirche ist auch nicht die Diakonie, die Landeskirche oder – Gott bewahre – der Landesbischof. Die Basis der evangelischen Kirche, ihr Schatz und ihr Vermögen ist das Evangelium der Liebe Gottes in Christus Jesus. Der Auftrag der Kirche besteht darin, das Evangelium prägnant und glaubwürdig zu bezeugen. Dieser Auftrag hat immer vielfältige Sozial-, Organisations- und Leitungsformen und Ämter erfordert. Die ersten Gemeinden lassen sich am ehesten mit heutigen Hauskreisen vergleichen. Sie wurden von Wanderpredigern betreut. Das monarchische Episkopat war eine Antwort auf die Konflikte mit gnostischen Strömungen. Mit der konstantinischen Wende übernahm die Kirche staatliche Strukturen. Hier war das Christentum eine Stadtreigion mit der Bischofskirche als geistlichem Ort. Dagegen rebellierte das Mönchtum, das seit den Wüstenvätern zahlreiche Lebensformen ausbildete, die einerseits selbstständig, andererseits auf die kirchliche Struktur bezogen wurden. Lange waren in Deutschland die Klöster das Zentrum geistlichen Lebens. Die Ortsgemeinde oder Parochie ist eine Erfindung des Mittelalters. Sie diente der Regelung des kirchlichen Lebens in ländlichen Gebieten. Die erste Visitation, die Luther veranlassen ließ, galt ökonomischen Zwecken. Um den Unterhalt der Pfarrer nach

dem Wegfall der Stolgebühren, Messstiftungen und Ablässe zu sichern, wurden Kirchengemeinden zu Pfarreien zusammengelegt. Das 19. Jahrhundert brachte mit der Industrialisierung sozialpolitische Initiativen hervor wie die diakonischen Einrichtungen, die Bibel- und Missionsgesellschaften, den Evangelisch-sozialen Kongress und die Frauenhilfe. Seit der Nachkriegszeit entstanden zahllose neue übergemeindliche Initiativen wie den KdA oder DEKT, die Frauenwerke, die religionspädagogischen Institute, Seelsorgedienste und OE/PE. Seit 15 Jahren kommt es zur Fusion kirchlicher Körperschaften von Kirchengemeinden über Propsteien und Landeskirchen bis hin zu bundesdeutschen kirchlichen Zusammenschlüssen, Einrichtungen und Verwaltungsämtern. Es gibt gemeindeübergreifende Initiativen wie das KFS und Stiftungen. Daneben arbeiten die theologischen Fakultäten die kirchliche Publizistik und so mancher freie Geist am kirchlichen Auftrag.

Damit Sie mich nicht falsch verstehen: Es gibt gewichtige sachliche Gründe, die für die Ortsgemeinden sprechen. Das hat etwa Isolde Karle ausführlich in Auseinandersetzung mit dem Impulspapier der EKD dargestellt. Sie erlauben den unmittelbaren Zugang zum Glauben vor Ort. Sie sind wichtiger Teil der Sozialisation hinein in Glaube und Kirche. Sie ermöglichen die persönliche Begegnung untereinander und mit kirchlichen Mitarbeitenden. Und ich wehre mich gegen eine pauschale Abwertung der Ortsgemeinden und der Gemeindepfarrer, wie sie in den letzten Jahren immer mal wieder vertreten wurde.

Aber umgekehrt kann das auch nicht alles sein. Eine reine Gemeindekirche würde in der Provinzialität versinken. Sie wäre kulturell isoliert, geistlich steril, verlöre ihre Anschlussfähigkeit an die moderne Gesellschaft und würde sich früher oder später selbst marginalisieren. Man muss ja nur auf so manche Freikirche sehen, um das zu begreifen. Für eine zukunftsfähige Kirche braucht es die mittlere, die landeskirchliche und die bundesweite Ebene des kirchlichen Lebens, die übergemeindlichen Arbeitsfelder und in, mit und neben der Kirche die diakonischen Einrichtungen mit ihrer pluralen Trägerstruktur. Und, auch der Bereich Leitung und Verwaltung mit Leitungsämtern, Gremien und Verwaltungsämtern ist neben der ortsgemeindlichen und der übergemeindlichen Arbeit ein legitimer Teil des kirchlichen Lebens, der gepflegt und entwickelt werden muss.

Intelligenz ist bekanntlich die Fähigkeit, einander widersprechende Ideen gleichzeitig im Kopf zu haben und aufeinander zu beziehen. Denn kein Konzept und keine Sozialform ist allein in der Lage, der sozialen Wirklichkeit angemessen gerecht zu werden. Die Kunst besteht darin, die verschiedenen Dimensionen des kirchlichen Lebens innerhalb und außerhalb der verfassten Kirche aufeinander zu beziehen.

Und hier gibt es allerdings ein Problem, unter dem die Ortsgemeinden derzeit leiden. Durch die funktionale Differenzierung und Organisationsförmigkeit der Gesellschaft geraten sie in eine schwierige Lage. Sie müssen Funktionen an außer- und übergemeindliche Organisationen abgeben.

So werden sozialdiakonische Dienste von der Diakonie wahrgenommen, Bildungs- und Seelsorgedienste von übergemeindlichen Einrichtungen. Das Gemeindeleben reduziert sich zunehmend auf die institutionalisierten religiösen Handlungen, also Gottesdienste und Kasualien. Auf diese Weise droht jedoch die Kirchengemeinde ihre Existenzberechtigung zu verlieren. Wenn immer weniger Menschen einen Grund haben, zu einer Kirchengemeinde zu gehen, ist Kirchengemeinde für all diejenigen als soziales System nicht vorhanden, die nicht durch Zufall an sie geraten. Damit aber gerät nicht nur Kirchengemeinde, sondern auch Kirche als ganzes in Schwierigkeiten: Denn warum sollte man Kirchensteuer zahlen, wenn man für die einzelnen Leistungen (Diakonie, Erziehung etc.) doch wieder einzeln zahlen soll? Um eine Gemeinschaft zu erhalten, deren Rituale man nicht nachvollziehen kann und deren Sprache einem fremd ist?

So sinnvoll einerseits die organisatorische Ausgliederung diakonischer Arbeitsfelder in den letzten 100 Jahren gewesen ist, führt sie doch andererseits, wenn sie unreflektiert immer weiter getrieben wird, zu einem fatalen Funktionsverlust der Ortsgemeinden, der dann langfristig die lebens- und weltanschaulichen, motivatorischen und finanziellen Ressourcen des diakonischen Engagements austrocknet. Ich halte es deshalb für wichtig, neben dem professionellen Einrichtungen das gemeindenahе diakonische Engagement zu unterstützen und zu fördern. Wenn ich richtig sehe, kommt hier vor allem die Stiftung Diakonie im Braunschweiger Land und der Kreisstellenarbeit entscheidende Bedeutung zu, und wenn ich richtig informiert bin, sind die Verantwortlichen schon längst an dem Thema dran. Aus meiner Sicht ist aus kirchentheoretischer Sicht gerade diese Schnittstellenarbeit im Kontakt zu den Ortsgemeinden besonders wichtig. Ich weiß, wie mühsam das ist, zumal wenn Kirchengemeinden schon ziemlich in sich verwachsen und nur schwer ansprechbar sind. Hier wird es einige Mühe und Beharrlichkeit auch im Rahmen von Visitationen brauchen, um etwas zu verändern.

Aber, und das wäre dann meine zweite Botschaft heute Abend: nur in der Gleichzeitigkeit von Selbstständigkeit und einer aufeinander bezogenen Gegenseitigkeit verschiedener Sozial- und Arbeitsformen werden Kirche und Diakonie langfristig überleben.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.